



Die ganze Familie Velte: Carlie (vorne), Andreas, Jannick und Stephanie Velte in ihrem Garten. Mit dem Kindergarten ihres behinderten Sohnes hatten sie Glück: sagen die Eltern, mit der Schule nach

# Jannick und Tina, Richard und Fini und Fini

Welche Schule soll mein Kind besuchen: Für die Eltern behinderter Jungen und Mädchen wiegt diese Frage oft noch schwerer als für andere. Die Geschichten vierer Familien und ihrer Vorstellungen von Inklusion.

Von Cornelia von Wangel



## Überall mit dabei Richards Familie lebt Inklusion vor

Inklusion heißt, am Alltag teilzuhaben. Die Schule ist da nur ein Moment. Stefanie und Moritz Diekmann haben einen geistig und körperlich behinderten Sohn. Richard ist zehn. Niemand weiß, was er hat, man vermutet einen genetischen Defekt. Richard kann nicht sprechen und keine Sprache verstehen, aber er reagiert auf Geräusche und Musik. Deswegen ist er gerne in der Kirche und auf Konzerten. Diekmanns nehmen Richard überallhin mit: Sie sagen: „Wir leben Inklusion.“

Aber Richard auf eine inklusive Schule geben? Nein, Richard besucht die Viktor-Frankl-Schule an der Fritz-Harnow-Straße in Frankfurt, eine Förderschule mit Schwerpunkt körperliche und motorische Entwicklung. Seine Mutter bringt ihn morgens hin, weil es ihm im Schulbus zu laut zugeht, und fährt dann weiter zur Arbeit. Sie ist Projektmanagerin, arbeitet in Teilzeit. Sein Vater ist im Marketing eines großen Unternehmens tätig, setzt sich seit sieben Jahren montagsmorgens in den Zug und kommt an Donnerstagabend wieder. Vorher lebten sie in Berlin, nun mitten in Frankfurt.

Der Umzug mit zwei kleinen Kindern war nicht einfach für Stefanie Diekmann. Die Familie hat noch einen Sohn, Hendrik. Stefanie Diekmann war mit ihm schwanger, als die Diagnose von Richards Mehrfachbehinderung gestellt wurde. Bis dahin, Richard war knapp über ein Jahr alt, dachten sie, sie hätten „ein ganz normales Kind“. Er war gesund, nur langsamer als die anderen. Und die Ärztin habe sie getötet, Frau Dr. Merkel sei auch erst mit zwei Jahren gelandet, habe sie gesagt. Die Entscheidung jedenfalls, ob sie es wagen sollten, noch ein Kind zu bekommen, war schon gefallen. Bei Hendrik ist alles in Ordnung. Manchmal sagt er, er wolle auch behindert sein. Weil er dann mehr fernsehen dürfte. Sein großer Bruder hat in seinem Zimmer einen riesigen Bildschirm an der Wand, liegt auf einer Kissenbank davor und amüsiert sich über



## Der kleine Feuerwehrmann Jannick spricht nicht und geht in eine integrative Grundschule

Die Patenochter ist lernbehindert, die Nichte so gut wie gehörlos, der Bruder des besten Freundes hat das Down-Syndrom. Mit Behinderung zu leben – Stephanie und Andreas Velte kennen das, für sie ist es nichts Besonderes. In ihrer Familie geht es schon immer „hant“ zu. So nennt sie es. Selbst Verantwortung für einen geistig behinderten Sohn zu tragen ist aber noch einmal eine andere Sache. Das haben sie gelernt. Ihr Sohn Jannick ist ein pfiffiges Kerlchen, ein ver-

trauensvoller, lebenswetter Junge. Er lernt lesen und schreiben, hat auf seinem iPad ein spezielles Lernprogramm mit lauter Phonogrammen, damit er Wörter zuordnen kann. Jannick, acht Jahre alt, versteht alles, spricht aber nicht. Warum er nicht spricht – seine Eltern haben keine Erklärung dafür. Jannick hat das Pierre-Robin-Syndrom, einen seltenen Gendefekt, bei dem die Zunge in den Rachen verlagert und eine u-förmige Gaumenspalte häufig der Fall ist.

Die Gaumenspalte und der kleine Kiefer wurden noch vor der Geburt festgestellt, die Veltes haben sich dennoch für Jannick entschieden. Auch weil Behandlung für sie nicht Fremdes ist. Als der Junge dann auf die Welt kam und sie ihn sahen, wussten sie: „Es wird gut. Das Kind muss man liebhaben.“

Jannick war im integrativen Kindergarten beim Themenkurs und ist dort noch im Hort. Er kann die Gebärdensprache, seine Mutter, die vier Mal in der Woche bei einer Versiebung arbeitet und eine verständnisvolle Chefin hat, kann sie irgendeine auch. Wenn alle anderen Hilfsmittel gerade nicht da sind oder versagen, helfen die Finger weiter.

„Wir hatten mit dem Kindergarten sehr viel Glück“, sagt Andreas Velte, der Projektmanager ist. Die Familie lebt in Frankfurt nicht weit entfernt vom Nordwestparkhaus, am Ende ihrer Straße beginnen gleich die Felder. Aber man müsse ein wenig kämpfen, um die Fahrtenzeile etwa, um den Behindertenausweis. Manchmal liegen deswegen bei Velte die Nerven blank.

Als die Kommerzsachkundin Jannick aufnahm, ihnen mitteilte: Er passt zu uns, hätte Stephanie Velte beiden können vor Eitelherung. Zumal die Grundschule ihres Sprengels Jannick, wie sie sagt, abgelehnt hatte. Die Kommerzsachkundin geht schon immer gemeinsamen Unterricht und wurde vor drei Jahren mit dem Deutschen Schuldpreis ausgezeichnet. Nach eigener Darstellung hat sie sich nun auf den Weg gemacht, eine inklusive Schule zu werden, fördert sie alle Kinder ihres Einzugsgebiets entsprechend ihrer Ausgangssituation, wobei der Unterricht individualisiert und die Jahrgangsklassen aufgelöst, damit alle Kinder auf dem Stand ihrer sozialen, emotionalen und intellektuellen Fähigkeiten abgeholt werden. Veltes finden dieses Konzept gut und betrachten es als eine Bereicherung für jedes Kind. „Das ist doch klasse“, sagt der Vater, „wir leben Inklusion, aber die Schulen waren nicht darauf vorbereitet.“ Ihrem Sohn kommt nach der Schließung seiner Eltern die Lerneinrichtung seiner Eltern entgegen. Jannick orientiert sich immer an einem Freund, was der könnte, wolle er auch kommen, sagt die Mutter.

Dass der inklusive Unterricht zu Lasten der gesunden Kinder geht, wie deren Eltern oft befürchten, glauben Veltes nicht. Auch den anderen Kindern tue es gut, in kleinen Gruppen zu lernen, dann falle schließlich auf, wenn das Rechnen bei einem Schüler nicht klappt, sagt Stephanie Velte. Von Jannick komme jemand



## Sie wird Künstlerin

Tina ist in Frankfurt die erste Berufsschülerin mit geistiger Behinderung

Jetzt hast du zehn Tage geholt, man muss du was tun.“ Monika Repp kann sich noch genau erinnern, wie es war, als Tina auf die Welt kam, sie eine Tochter mit Down-Syndrom im Arm hielt. Freunde riefen an, wollten sie beglückwünschen, und dann weinten auch sie. Das ist 10 Jahre her. Damals konnte man die Diagnose noch nicht vor der Geburt stellen. „Man glaubt, die Schwangerschaften sind im Kind getrennt.“

Monika Repp landete schnell bei der Lebenshilfe Frankfurt. „Mir wenn sollte man sonst auch sprechen?“ Monika Repp

und ihr Mann stammten beide vom Land, aus dem Vogelsberg. Dort gehörten Behinderte mit dazu, gefördert werden sie allerdings nur im Elternhaus. So hat es Monika Repp erlebt. Nach der Einschulung Tina wollten sie eigentlich aufs Land ziehen. Aber daraus wurde nichts, weil dann Tina morgens abgeholt und nachmittags wieder gebracht worden wäre. Sie wäre, wie ihre Mutter sagt, „weggespart“ worden und nicht mit den Nachbarkindern in die Schule gegangen. Monika Repp ist eine glühende Anhängerin der Inklusion.

In Frankfurt hat Tina den integrativen Kindergarten der Evangelischen Französisch-reformierten Landstraße besucht, er wurde 1977 als erste Einrichtung dieser Art in Hessen gegründet. Heute steht er unter der Trägerschaft der Lebenshilfe. Tina hatte ihn ausgesucht, weil es dort keine Treppe gibt und sie im F4ur wohnt, daher auf dem Popo hin und her rutschen konnte.

Danach suchten sie eine Grundschule, es war eine kleine Odysee. Monika Repp, sie ist Baupolysklerin, ihr Mann kümmert sich um Tina und die zwei Söhne, spricht von Klumpenputzen und Bittreiben. Es wurde schließlich die Mäntelzweigeschule. Tina braucht länger, manches kann sie gar nicht, Grammatik zum Beispiel, über zehn Zahlen geht nur mit Hilfsmitteln. Zur fünften Klasse wechselte sie in die Ernst-Reuter-Schule und war dort nach Darstellung ihrer Mutter bis zum letzten Tag „ein vollwertiges Mitglied“, was außerhalb der Schule dann nicht mehr der Fall gewesen sei. Gebürtliche Inklusivschüler seien ausgebildeten, die Mädchen aus der Schule hätten sich kleine Machtspiele geliefert, bei denen Tina nicht habe mithalten können. Nach der zehnten Klasse geschah etwas, was Monika Repp nicht wollte. Ihre Tochter musste auf eine Förderschule, wollte sie weiter zur Schule gehen. Aber dafür hat Tina ein Stück Selbständigkeit gelernt, sie fährt allein mit der U-Bahn nach Oberursel zur Albrecht-Strohschenschule, einer heilpädagogischen Schule auf anthroposophischer Grundlage.

Tina ist in einer Tanzgruppe, in der nur geistig Behinderte mitmachen. Das ist ihre „Ferri group“. Sie machen sich schon und ziehen dann los. Es bräuche beides, sagt die Mutter, die „Ferri group“ und die Inklusion. Ihre Ausbildung absolviert Tina allerdings auch in einer Behindertenanstalt, im Atelier Goldstein. Sie hat schon immer viel gemalt, will nun Künstlerin werden. Unterricht wird mit dort im Rahmen der unterschiedlichen beruflichen Ausbildung. Ausbilder und Eltern haben es hinhaken können, dass die beruflichen Schulen Berta Jourdan Tina und ihren Freund Max aufnahmen. Ein Dreivierteljahr habe es gedauert, nun seien Tina und Max die ersten geistig behinderten Schüler einer Berufsschule in Frankfurt, sagt Monika Repp und verweist auf die Rechtslage. „Wir grenzen per Gesetz niemanden aus, darauf kann man doch stolz sein.“ Nun müssen die beiden Grundsatze nur noch mit Leben gefüllt werden.



Familienbilder, so bunt, wie das Leben ist:  
Stefanie und Moritz Diekmann mit ihrem Sohn Richard (oben)  
Monika Repp, Tochter Tina, ihr Vater Ludwig Herchenrother  
und die Brüder Karlo (links) und Alex (Foto links oben)  
Kathrin und Christoph Brier, Tochter Josephine mit der kleinen  
Schwester und Bruder Jonathan (Foto links unten)  
Foto: Wolfgang Huber

eine Wohnung in Sachsenhausen. Am liebsten hätten sie gar keine Nachbarn, weil Josephine, sie nennen sie liebevoll Fini, nachts oft schreit oder sonnennormales auch mal gegen die Heidekräppler schlägt.

Briers haben ihre Tochter nach dem integrativen Kindergarten erst auf die Michael-Schule geschickt, eine heilpädagogische Waldorfschule. Sie haben sich ganz bewusst für eine Förderschule entschieden, weil sie es sich nicht vorstellen konnten, wie es mit ihrer Tochter in einer Regelschule gehen sollte. Fini rastet aus, wenn ihr eine Situation fremd ist, zappelt herum. Oder sie hängt auf einmal an zu spucken. Sie muss sich nackt ausziehen, um zu essen. Deswegen liegen immer Decken parat. Bei der Oma lässt sie sich füttern. Alles muss immer nach dem gleichen Ritual ablaufen. Jeden Abend tobt der Vater mit ihr, das gehört auch dazu, das muss sie haben.

„Da sitzt eine Behinderte, macht mir Quatsch und muss jede Stunde aus der Klasse genommen werden.“ Wie soll das funktionieren?, fragt sich der Vater. Der Kindergarten, das sei etwas anderes, sagen die Eltern. In Josephines Kindergarten war das Verhältnis zehn Regelkinder, fünf Integrationskinder. Am Anfang habe es gut geklappt, sagt die Mutter. Selbst dort sei es jedoch immer schwieriger geworden. Wenn Einrichtungen keine Erfahrung mit dem Umgang mit geistig Behinderten haben, ist nach ihrer Ansicht Josephine fehl am Platz. Herkömmliche Schulen haben darin noch keine Erfahrung. „Da fehlt noch viel“, sagt die Oma und meint zum Beispiel nicht ausgebildete Lehrer.

Josephine hat in der Michael-Schule gelernt, allein auf die Toilette zu gehen. Ob das eine Regelschule geschafft hätte? Die Eltern bezweifeln es. Wo soll in einer integrativen Regelschule praktisches Lernen stattfinden?, fragt sich der Vater. Inzwischen geht sie auf die Panoramaschule, die als zweite staatliche Schule in Frankfurt mit dem Förderschwerpunkt geistige Entwicklung gegründet wurde. Die andere ist die Mossalschule. „Die machen eine Superarbeit.“ Die Mutter ist begeistert. Für sechs bis acht Kinder seien immer zwei Leute da. Strukturiertes Wochenplan, kurze Unterrichtseinheiten und viel Belohnung – so fasst sie den Schalltag zusammen.

Briers sind ohnehin der Ansicht, dass beim Thema Inklusion mit den Schulen am falschen Ende angegangen wird. „Man sollte erst einmal die Gesellschaft aufmischen“, sagt sie, lieber etwas in die Vereine stecken, anstatt in der Schule alles übers Knie brechen zu wollen. Ein Umdenken fordert auch ihr Mann: „Man müsse solche Kinder erst einmal kennenlernen, bevor man sie in die Schule setzt.“

Kathrin Brier erzählt von der Mesdianergruppe ihrer Gemeinde, in der Josephine nunmacht. Dort gibt es zwei Kinder, die sich völlig ungewungen um Josephine kümmern, mit ihr spielen. Finis Mutter sagt, diese Kinder hätten sozial-

das „Drehungsbuch“ etwa köstlich. „Es ist leichter, wenn das ältere Kind das behindert ist“, sagt der Vater.

Der zehn Jahre alte Richard ist auf dem geistigen Stand eines Fünfjährigen. Es gebe bestimmt behinderte Kinder, für die eine inklusive Schule gut sei, finden die Diekmanns. Für Kinder wie Richard aber gelte das nicht. „Es bringt ihm nichts und den anderen Kindern auch nicht“, sagt Moritz Diekmann. Die Grenze müsse jede Familie für sich ziehen, meint seine Frau, die von Kindern weiß, die in der Regelschule regelrecht „geparkt“ würden, die fünf Stunden lang ruhig am Rollstuhl säßen. „Da löbe ich mit die Pädagogen, die mit Richard richtig etwas machen.“

Richards Klasse in der Viktor-Frankl-Schule hat sechs Schüler. Kein einziges Kind könne sprechen, sagt Richards Mutter, zwei könnten körperlich nichts, seien auf Stelgeräte angewiesen. Bei aller Dankbarkeit über die Forderung, sie registriert in der Förderschule auch „die starken Schicksalsschläge“, mit denen die Eltern von mehrbehinderten Kindern konfrontiert sind. Wenn so viele behinderte Kinder wie möglich inklusiv beschult werden, bleiben der Förderschule nur noch die ganz schweren Fälle übrig, sagt Moritz Diekmann und trifft damit einen wunden Punkt in der Debatte um Inklusion. Das Thema, Schule halten die Diekmanns jedoch in dieser Debatte für „völlig überbewertet“. Es komme darauf an, die Kinder überhaupt zusammenzubringen, sagt Stefanie Diekmann. Wenn Hendrik Fußball hat, kommt Richard mit.

Ein inklusives Leben, so wie es die Diekmanns leben, hat viele Facetten. Radausflüge mit Richard und Hendrik bis nach Höchst? Kein Problem. Sie haben ein Fahrrad, an das vorne der Rollstuhl montiert werden kann. Ein integrativer Schwimmkurs? Den machen sie selbst, stecken die Inklusionshilfesein und die Schwimmhilfen. Richard ist überall mit dabei, auch in allen Ferien, ob im Sommer oder im Winter. Sie nehmen ihn mit auf die Zeit zum Einkaufen, ins Museum und auch zum Iceleinen.

Für Diekmanns kommt es darauf an, wie man mit Behandlung umgeht. Sie sind da ganz pragmatisch, bekommen dafür viele positive Reaktionen, haben jedoch Freunde mit behinderten Kindern, die das „B-Wort“ nicht in den Mund nehmen – behindert. Weil es diskriminierend sei. „Da nimmt die deutsche Erziehung das Normale weg“, sagt Moritz Diekmann. Sie machen es anders. All ihre Kollegen wissen, was zu Hause los ist, wissen von Richards Behandlung. Es gehört zu Richards Leben. „Warum sollen wir es verstecken?“

Für Diekmanns ist die Integration einer Familie mit behindertem Kind in die Gesellschaft wichtiger als das Thema Schule. Und diese Integration komme durch kein Gesetz gefördert werden. Apropos: An ihrer Förderschule gibt es eine andere Form von Integration – jene von Afghanan, Asiaten, Australen. Weit mehr als die Hälfte der Schüler habe einen Migrationshintergrund, sagt Stefanie Diekmann.

## Wie soll es gehen?

Josephines Eltern sehen ihre Tochter nicht auf einer Regelschule

Den Eltern kann alles ein wenig seltsam vor, aber es war das erste Kind. Josephine hat viel geschrieben und sich im Kindergarten nicht bewegt. Das sei halt so, sagte der Kinderarzt. Josephine konnte jedoch viel weniger als die anderen Kinder. „Was ist denn mit der los? Die läuft ja wie ein falscher Funziger“, entfuhr es später einer Ärztin. Mir bast zwei Jahre lang sagte man bei Josephine einen Entwicklungsstand von zwölf Monaten fest. Diagnose: Epilepsie, tiefergradige Entwicklungsstörung und Verdacht auf einen Gehirntumor. Die Eltern gerieten in Panik. Der Verdacht bestätigte sich nicht, alles andere schon. Kathrin und Christoph Brier begannen, an sich zu zweifeln. Aber sie wissen heute, dass sie nichts anderes hätten machen können. „Wir haben nichts verpasst.“ Sie wissen auch, dass der Abstand zwischen Josephine und den anderen Kindern immer größer, die Schere immer weiter auseinandergehen wird. Was einem da durch den Kopf geht? Dinge wie: Ob sie je wird lesen und schreiben können? Und: Sie wird nie auf eigenen Beinen stehen können.

Josephine wird bald elf und kann keine Sekunde aus den Augen gelassen werden. Briers haben sich viel Beratung und Hilfe geholt, zweimal in der Woche kommen Studienreisen zu ihnen. Gottlob gibt es zudem die Großmutter, die sich viel um ihre Enkelin kümmert. Josephine mag Wasser und Musik, „ist ein total frohlicher, lieber Mensch“, sagt die Oma. „Sie kann nicht aus ihrer Haut“, sagt die Mutter.

Briers haben noch zwei Kinder, Jonathan und Johanna. Kathrin Brier hat Medizin studiert, als sie die Diagnose ermittelte, war sie gerade in ihrem praktischen Jahr, sie arbeitet als Logopädin viel mit behinderten Kindern, er ist Chirurg. Sie wohnen in einem Haus im Frankfurter Stadtteil Coldestein, vorher hatten sie